



BETTINA VIBHUTI UZLER

PARTY AM ABGRUND

MEINE NOMADENJAHRE
IM DROGEN- UND TECHNORAUSCH.
EINE AUSSTEIGERIN ERZÄHLT.



»Bitte Hector«, ich beugte mich zu ihm nach vorn und säuselte, »lass mir ein bisschen Koks da, bitte. Nur ein wenig, damit die Nacht schneller vorbeigeht.«

Hector blickte mich kurz über den Rückspiegel an, dann griff er ins Handschuhfach, holte eine kleine, in Zellophan eingewickelte weiße Kugel hervor und reichte sie mir samt ein paar Geldscheinen nach hinten.

»Aufpassen, okay!«, ermahnte er mich.

Vor dem Mercado Central ließ er mich aussteigen. Der Markt war voll und laut. Am erstbesten Stand besorgte ich ein Kostüm und die dazu passenden Schuhe, dann ließ ich mich von einem Taxi zurück ins Hotel bringen. Jetzt wollte ich nur noch schlafen. Schlafen und vergessen.

Um mich herum war alles dunkel. Suchend tastete ich mich an der Wand entlang, bis meine Finger einen Lichtschalter berührten. Neben meinem Bett standen mein Rucksack und ein paar blaue Plastiktüten vom Markt. Langsam kam die Erinnerung zurück. Ich griff in meine Hosentasche und fühlte die kleine, in Zellophan eingepackte Kugel. Das Koks brannte in der Nase. Meine Gedanken wurden klarer.

Wie spät war es? Sollte nicht Alberto schon lange hier sein und mir die Handtasche gebracht haben? Ich löschte das Licht und ging hinunter zur Rezeption, um herauszufinden, in welchem der Zimmer Greta wohnte.

»Alberto hat mich angerufen«, beruhigte sie mich, nachdem sie mich begrüßt hatte. Sie zog ein Tütchen Marihuana aus ihrer Umhängetasche und setzte sich im Schneidersitz aufs Bett.

»Sie brauchen mehr Zeit für die Handtasche, aber er bringt sie, sobald sie fertig ist.« Ein Grassamen platzte knallend, als Greta den Joint anzündete.

»Weißt du eigentlich«, sie hielt mir den Joint hin, »dass ich dich von früher kenne. Es ist mir wieder eingefallen. Du warst vor zwei Jahren schon mal in Kolumbien, oder?« Ich blickte sie fragend an.

»Wir sind uns begegnet. Hier in Bogotá.«

Noch immer keine Erinnerung.

»Du kamst gerade von der Küste. Völlig durchgeknallt bist du barfuß durch die Straßen von Bogotá geirrt und hast das deutsche Konsulat gesucht. Ich habe dich erst einmal in ein Hotel gebracht und dir klargemacht, dass du so auf dem Konsulat nicht aufzutauchen brauchst.« Sie schüttelte den Kopf.

Mein Mund war trocken. Ich ging zum Waschbecken und schüttete mir Wasser ins Gesicht. Plötzlich tauchten verschwommen ein paar Bilder auf.

Ich fuhr herum. »Ich hatte einen Bandwurm und du warst die Frau, die mir geholfen hat, das Visum für Venezuela zu bekommen, um dort ins Krankenhaus zu gehen, stimmt's?«

Sie nickte. Diese Frau hatte mir damals vielleicht das Leben gerettet. Das musste ein gutes Zeichen sein!

»Wie bist du den Bandwurm denn losgeworden? Konnten sie dir in Venezuela helfen?«

Ich setzte mich neben sie aufs Bett und gab ihr den Joint zurück. »Nein. Ich musste nach Deutschland fliegen, weil ich immer dünner wurde. Sonst wäre ich niemals freiwillig

zurückgegangen und hätte jetzt wahrscheinlich auch eine Finca am Meer, so wie du. Der Bandwurm war bestimmt zwölf Meter lang, als er raus kam.«

Greta verzog das Gesicht: »Geh jetzt auf dein Zimmer und versuch zu schlafen.«

Im Rausgehen streifte ich ihre Hand. »Danke, dass du mir damals geholfen hast!«

Nur noch wenige Stunden bis zum Abflug. Alberto war noch immer nicht aufgetaucht. Notdürftig schminkte ich mich vor dem kleinen Spiegel in meinem Zimmer und begutachtete mich. Ich sah scheußlich aus. Das Kostüm war hässlich und viel zu groß, der schwarze Kajal schon jetzt verschmiert. Aber das war ja nicht meine Idee gewesen, dass ich so fliegen sollte. Bitte, das hatten sie jetzt davon, dachte ich trotzig. Mein Gott, wo blieb denn Alberto mit der Tasche?

Die letzte Line lag auf dem Tisch bereit. Ein letztes Mal rollte ich einen Geldschein, zog das Pulver hoch, kostete diesen speziellen Geschmack, eine Mischung aus Aluminium, Benzin und Putzmittel, zog noch einmal nach und spürte, wie das Koks mir die Kehle runterlief, wie es meine Nase und meinen Mund betäubte und die Motoren in mir in Gang setzte. Das musste reichen, bis ich in der Schweiz gelandet war.

Es klopfte: Alberto!

Mit zwei Schritten war er im Zimmer, in seiner Hand ein Monstrum von einem Koffer. Stürmisch bedeckte er mein Gesicht mit Küssen.

»Prinzessin. Das mit der Handtasche hat nicht geklappt. Du musst mit diesem Koffer fliegen.« Was? Ich starrte den Koffer an. Das hatten wir nicht abgemacht!

»Was soll die Scheiße?« Ich stieß Alberto von mir. »He? Wollt ihr mich verarschen?«

«Beruhige dich.« Er kam auf mich zu. Ich wich ihm aus.

»Pass auf, Prinzessin ...«

»Was«, schrie ich, »was willst du, Scheiße noch mal.«

»Psst, leise.« Er presste eine Hand auf meinen Mund und hielt mich fest.

»In Paris«, flüsterte er, »wandert der Koffer von einem Flugzeug ins nächste. Ohne Kontrolle! Das Koks ist so präpariert, dass die Hunde es nicht riechen können. Du musst keine Angst haben, okay!« Er lockerte seinen Griff: »Falls dir in Zürich was passiert, haben wir Kontakte zu guten Anwälten. Sollte etwas schiefgehen, bist du in weniger als drei Monaten wieder draußen. Das verspreche ich dir.«

Ich betrachtete den Koffer. Wenn ich das gewusst hätte ... aber jetzt war es zu spät.

»Was ist mit meinen Sachen?«, fragte ich. »Mit meinem Rucksack?«

»Die bleiben hier! Wenn du möchtest, kannst du dir noch was dazuverdienen.«

»Ich verstehe nicht.«

»Du kannst, sobald wir das Koks in der Schweiz verkauft haben, mit dem Erlös hierher zurückfliegen und die Dollars in kolumbianische Währung umtauschen. Wir Kolumbianer dürfen keine größere Mengen Dollars eintauschen. Das dürfen nur Ausländer. Für jede tausend Dollar, die du eintauschst, bekommst du fünfzig von uns.« Alberto nahm meinen Kopf in beide Hände und kam ganz dicht vor mein Gesicht. Sein Atem roch nach Bier und Zigaretten. »Prinzessin«, insistierte er, »ich warte hier auf dich! Ich passe auf deinen Rucksack und auf deine Sachen auf. Komm zurück! Wir steigen aus diesem Business aus. Du und ich, wir können heiraten, wir können ganz von vorn anfangen.«

Alberto! Er hatte sich ernsthaft in mich verliebt und ich hatte es nicht gemerkt, weil ich nur Augen für Pascal gehabt hatte. Seine Aufregung wirkte wie eine Beruhigungsspritze auf mich. Plötzlich war ich die Stärkere. Ich streichelte über seine Wangen und sagte: »Ist ja gut, Alberto, alles wird gut, aber wir müssen jetzt los.«

Ein letzter Check, ob alles da war. Flugtickets, Reisepass, Geld, mein Tagebuch. Dann zog ich die Tür hinter mir zu.

Der Taxifahrer fuhr schweigend, den Blick stur geradeaus gerichtet, durch die belebten Straßen Bogotá. Ich saß Händchen haltend mit Alberto auf der Rückbank und schaute aus dem Fenster. Der marineblaue Himmel war durchsetzt mit tief hängenden Regenwolken, in denen sich die Sonnenstrahlen zu einem riesigen, weißen Fächer brachen. Leichter Nieselregen befeuchtete die Straßen und am Horizont über den Kordilleren erstreckte sich ein bunter Regenbogen, wie ein Hoffnungsschimmer.

»Alberto, haben wir noch Zeit für einen letzten Drink?«

Alberto gab dem Fahrer die Anweisung, an der nächsten Bar zu halten. Wir bestellten doppelte Whiskys. Ich war traurig, weil ich dieses Land verlassen musste, weil Pascal jetzt nicht bei mir war, weil ich nicht allein in dieses verdammte Flugzeug steigen wollte.

»Prinzessin«, Alberto sank vor mir auf die Knie, die Hände wie zum Gebet erhoben. »Bitte flieg nicht! Wir besorgen uns irgendwie anders Geld. Du musst diesen Job nicht machen. Bitte bleib hier bei mir.«

Ich schaute auf ihn runter. »Bitte!«, flehte er. Armer Alberto! Er träumte von etwas ganz anderem als ich. Ich nahm seine Hände, zog ihn hoch und schüttelte den Kopf. Für mich gab es keinen Weg zurück. Ich musste das jetzt durchziehen.

Das Taxi hielt in einiger Entfernung zum Flughafen. Wir umarmten uns ein letztes Mal.

»Ich warte hier auf dich. Viel Glück!«, sagte Alberto. Dieses Mal ging ich fort, ohne mich umzudrehen.

Am Check-in-Schalter war wenig los. Ich legte den Koffer aufs Band und wartete mit klopfendem Herzen, bis der Knall des Ausreisestempels mir den Weg in Richtung Europa freigab. Ich hielt nach Pascal Ausschau. Wo war er nur? Unruhig irrte ich durch die Duty-free-Shops und suchte ihn. Ein Blick auf ihn würde mir genügen, um mich zu beruhigen. Das einfache Wissen, dass er auch hier war, in der gleichen Situation wie ich, dass wir uns gemeinsam im selben Raum bewegten. Aber ich konnte ihn nirgends entdecken.

Mein Platz im Flugzeug war in den mittleren Reihen. Weit und breit kein Pascal in Sicht, dafür nahm ein junger, deutsch aussehender Mann neben mir Platz.

»Hi«, sagte ich, »ich heiße Bettina, und du?«

Die wenigen Minuten allein auf dem Flughafen hatten mein Gedankenkarussell in Gang gesetzt. Der Whisky begann, seine Wirkung zu verlieren. Ich spürte, wie mein Selbstbewusstsein schrumpfte, wie die Angst zurückkam. Ich musste mich ablenken.

»Alex, angenehm.« Er lächelte mich an.

»Hast du Urlaub in Kolumbien gemacht?«

Alex war gesprächig und erzählte stolz von einem Studium der Ethnologie in Köln, für das er in Kolumbien Recherchen betrieben hatte. Er wirkte so ausgeglichen und entspannt, aber ich konnte mich nicht auf seine Worte konzentrieren.

»Und, hast du mal probiert?«, fragte ich, während ich mir an die Nase tippte. Er lachte und schüttelte den Kopf. Es ging nicht mehr! Der Druck war zu groß! Ich konnte das Geheimnis nicht länger für mich behalten.

»Weißt du«, flüsterte ich, »ich habe nämlich ein Kilo Koks im Gepäck. In meinem Koffer hier unten, in dieser Maschine.«

Der Kapitän warf die Motoren an und begrüßte uns auf unserem Flug von Bogotá nach Paris. Alex startete mich entsetzt an.

»Bist du verrückt«, sagte er und schaute sich nervös um. »Das kannst du doch nicht einfach so sagen. Wenn das jemand gehört hat!«

Die Maschine fing an zu rollen. Ich nahm Alex' Hand und drückte sie: »Ist schon okay«, sagte ich, »sei einfach bei mir, bis wir in Paris landen.«

Ein leichtes Rütteln an meiner Schulter weckte mich: »Bettina, wir sind gleich da.« Verschlafen blickte ich mich um. Alex hielt mir einen kleinen Zettel hin: »Hier ist meine Adresse in Köln. Du kannst dich ja mal bei mir melden, wenn du gut angekommen bist.«

Das kleine, weiße Stück Papier in meiner Hand berührte mich. Seine sorgenvolle Stimme berührte mich. Warum konnte ich jetzt nicht er sein? Ich fühlte mich unerträglich nüchtern. Sofort kroch die Anspannung mit spitzen Nadeln meinen Körper hoch. Es gab nichts mehr zu sagen. Ich steckte den Zettel in meine Handtasche und dankte ihm, dann setzte das Flugzeug auf.

»Bien venidos a Paris, Señoras y Señores.«

Ich torkelte die Stufen runter zum Bus, der uns zu den einzelnen Gates brachte. Zwischen eng aneinandergespresten Körpern konnte ich endlich einen Blick auf Pascal erhaschen. Abwesend startete er auf die graue Rollbahn und verließ den Bus am ersten Gate mit schnellen Schritten. Der Impuls, ihm nachzulaufen, war übermächtig. Krampfhaft klammerte ich mich an der Haltestange des Busses fest und presste die Lippen zusammen, um nicht seinen Namen zu schreien.

Das Flughafengebäude war ein riesiges Labyrinth voller Menschen, die darin herumirrten. Vier endlose, einsame Stunden lagen vor mir, Stunden, in denen niemand und nichts mich von der Realität, die mir jetzt brutal und abweisend entgegenschlug, ablenken konnten. Nur das Gespenst der Sucht lauerte hämisch grinsend in meinem Nacken. »Komm«, hauchte es, »komm zu mir. Komm in meine Arme. Ich werde dich halten. Du bist nicht allein.«

Der Entzug hatte schon lange eingesetzt. Der ganze Flughafen schien Augen zu haben, die mich beobachteten, als ob ich, von Scheinwerfern beleuchtet, einen Laufsteg entlangschreiten würde. Wo ich auch hinschaute, überall standen Menschen, die mich zu verfolgen schienen – Flughafenangestellte, Polizisten, Passagiere.

Mein Blick streifte ein Schild in neonfarbenen Lettern: Businesslounge. Ich stieß die Tür auf und trat ein. In dem abgedunkelten Raum mit einer kleinen Bar in der Mitte standen mehrere Sofas um kniehohe schwarze Tische. Außer dem Barkeeper, der gelangweilt Gläser polierte, und einem Herrn im Anzug, der in einer Ausgabe der Financial Times blätterte, war niemand in der Lounge. Genau der richtige Ort für mich. Ich setzte mich auf einen der Barhocker und bestellte eine Flasche Rotwein.

»Den Rest der Geschichte kennen Sie«, sagte ich zu Kommissar Bertrand. Es war spät geworden. Alle Zigaretten waren aufgeraucht und ich ließ mich ausgelaugt in meinem Stuhl zurückfallen.

»Mehr weißt du nicht? Namen, Adressen, Kontaktdaten?« Kommissar Bertrand lugte fragend hinter seiner Nickelbrille hervor. Ich schüttelte den Kopf. Was ich gesagt hatte, war genug. Er setzte den letzten Punkt hinter seine Aufzeichnungen, ordnete den Berg Papier, auf dem er meine Geschichte festgehalten hatte, und reichte ihn mir zur Unterschrift.

»Mädchen, Mädchen«, seine Stimme klang mitfühlend, »was machst du nur für Sachen, hm?« Dann stand er auf und wies mir den Weg zur Tür.

»Möchtest du duschen, bevor sie dich nach Bobigny ins Gericht bringen?«

Ich nickte dankbar. All das Gift, das ich die letzten Tage und Nächte ausgeschwitzt hatte, klebte auf meiner Haut und hatte mein Businesskostüm in ein ätzend riechendes Stück Stoff verwandelt. Es wunderte mich, wie Kommissar Bertrand das ausgehalten hatte.

Ein junger Franzose in Uniform brachte mich zurück in den Keller. Wir folgten einem schmalen Gang, an dessen Ende hinter einer Tür mit einem kleinen Milchglasfenster eine enge, gekachelte Nasszelle lag. Der Franzose quetschte sich nach mir in die Minizelle, zog die Tür hinter sich zu und hielt mir mit einem dämlichen Grinsen ein Stückchen Seife hin. Es gab keinen Vorhang, hinter den ich mich hätte stellen können, nichts, was mich vor seinen demütigenden Blicken geschützt hätte. Er sagte etwas auf Französisch, deutete auf den Duschkopf und auf seine Armbanduhr. Beschämt drehte ich ihm den Rücken zu und zog mich aus.

Die Gemeinschaftszelle im Keller des Gerichtshofs von Bobigny, einem riesigen verglasten Gebäude in einem der Pariser Außenbezirke, war vom Boden bis zur Decke mit beigefarbenen Kacheln verkleidet. Die Luft war stickig und stank nach Erbrochenem. Es gab keine Fenster in dem Raum. Bevor sie mich in die Zelle brachten, kontrollierten zwei mürrisch blickende Beamtinnen meine Körperöffnungen, Ohren, Mund und Nase. Dann musste ich, nackt ausgezogen, ein Bein auf einen Schemel stellen und husten. Danach durfte ich mich wieder anziehen. Erneut bekam ich eine Papiertüte und einen Plastikbecher mit Wasser in die Hand gedrückt. Dann schloss sich die dicke blaue Stahltür hinter mir.

In der Zelle schlief auf einem in die Wand eingelassenen Vorsprung ein Mädchen mit schwarzer Hautfarbe. Aus der hintersten Ecke glotzte mich eine verwahrloste junge Frau an, die zusammengekauert am Boden saß. Wir betrachteten uns eine Weile stumm, bis sie das Interesse verlor und anfang, irgendetwas von den Kacheln zu kratzen. Mit starrem Körper hockte ich mich nahe der Tür auf den Boden, legte meinen Kopf auf die Knie und weinte.

Ich fühlte mich so unendlich schuldig. Zu unwürdig für dieses Leben. Und es gab nichts hier drin, das mich von meinem Zustand erlösen könnte. Kein Alkohol, keine Drogen, keine Männer, kein Sex, keine Party, keine Freundin zum Reden.

In der Papiertüte waren Weißbrot, ein Apfel und ein kleines Stück Camembert. Wasser und Brot! Ich hatte seit Tagen nichts gegessen und wollte auch nie wieder etwas essen. Ich